



18. September 2006

Erna de Vries erzählt ihre Geschichte

Hier finden Sie eine wortgetreue Abschrift unseres Gespräch mit Erna de Vries vom 18. September 2006. Dieses Interview diente als Grundlage für die Realisierung unseres Dokumentarfilms "Erna de Vries | Ich wollte noch einmal die Sonne sehen". Auf unserer DVD steht neben der Dokumentation auch dieses Interview in einer ungekürzten Fassung zur Verfügung. Eine reine Audio-Version des Gesprächs können Sie sich auf unserer Homepage herunterladen. Zur besseren Übersicht ist das Interview hier in die gleichen Kapitel eingeteilt, die Sie auch auf der DVD und der Homepage finden.

Der Auftrag

Track 1 von 27

Als meine Mutter und ich uns 1943 in Auschwitz trennen mussten, gab sie mir noch ungefähr als Allerletztes mit auf den Weg: „Du wirst überleben und dann wirst Du erzählen, was man mit uns gemacht hat.“ Sie hatte große Hoffnungen, denn aus Auschwitz herauszukommen, konnte eigentlich nur Verbesserung bedeuten.

Kaiserslautern - Kindheit und Elternhaus

Track 2 von 27

Ich bin 1923 in Kaiserslautern geboren. Mein Vater war Jakob Korn, meine Mutter Jeanette, geborene Löwenstein. Mein Vater hatte mit einem Teilhaber einen Speditionsbetrieb. Es ging uns recht gut. Ich hatte eine wirklich schöne, frühe Kindheit. Und bis mein Vater dann 1930 starb. Er hatte einen schweren Herzfehler, [02:00] er starb schon mit 46 Jahren. Mein Vater war evangelisch, meine Mutter war Jüdin. Und als sie heirateten, beschlossen sie, falls sie Kinder haben sollten, sie der jüdischen Religionsgemeinschaft zuzuführen. Und das war natürlich 1923, war das ein Beschluss, aber von welcher Tragweite der war, das man konnte man damals noch nicht ermessen. 1930 starb mein Vater. Meine Mutter musste von da an das Geschäft mit dem Teilhaber alleine weiterführen.

1933 kamen die Nationalsozialisten zur Regierung und das engte uns schon ein. Also das Geschäft wurde boykottiert, es wurde immer schwerer und schwerer im Geschäft. Meine Mutter musste sich auch vielmehr einsetzen als vorher zu Lebzeiten meines Vaters. Und es wurde derartig boykottiert, dass meine Mutter sich nicht mehr im Geschäft halten konnte, als Jüdin, und sie 1935 das Geschäft übergab. Von da an hieß [03:00] es eben, wir mussten ja vom Ersparten leben und das hat mir meine Mutter immer, immer wieder deutlich gesagt.

Kaiserslautern: Schulzeit

Track 3 von 27

Ich war mittlerweile ja auch schon in der Schule. 1935 nun kam ich zu den Franziskanerinnen. Ich war eine recht gute Schülerin. Und 1935 zu den Franziskanerinnen und hab mich dort auch sehr wohl gefühlt. Weder von den Ordensfrauen noch von dem weltlichen Personal hatten wir irgendwelche Schwierigkeiten. Keiner hat uns je merken lassen, dass wir anderer Religion waren, auch nicht die Mitschüler. Ich hab mich sehr wohl da gefühlt. Aber durch die Anfeindungen von außen - Kinder sagten nicht mehr irgendein Schimpfwort zu einem, sondern immer: „Du Jude, du Jude!“ Wenn irgendeine kleine Auseinandersetzung, hieß es immer: „Du Jude!“ Gut, wir, wir waren Juden, wir sind Juden, aber es wurde damals als Schimpfwort gebraucht. Und das hat mich immer sehr angegriffen. Und es waren überhaupt solche Dinge, dass andere Kinder nicht mehr mit uns spielen wollten. [04:00] Also wir kriegten sehr zu spüren, dass wir ausgegrenzt waren.

1935 kamen dann auch die Rassengesetze heraus. Immer wieder wurden wir neu, auf's Neue ausgegrenzt. Und ich hab´ mich auf dieser Schule sehr wohl gefühlt und bin dort geblieben 2 Jahre. Bis meine Mutter mir dann - ja, durch die äußeren Umstände, bin ich auch in der Schule abgesackt. Ich habe alles gemeint, für mich alleine schlucken zu müssen und meine Mutter nicht damit belasten zu dürfen und so hab´ ich alles alleine getragen. Anfeindungen und so weiter und bin dadurch in der Schule auch ziemlich abgesackt. Und meine Mutter hat dann gesagt: „Es hat keinen Sinn, dich auf dieser Schule zu lassen. Wir müssen jede Mark sparen. Wer weiß, wie lang das noch dauert und du weißt, wir müssen vom Ersparten leben.“ Unter großen - also ich hab sehr darunter gelitten, dass ich von dieser Schule, die mir sehr lieb gewesen ist und auch das Lehrpersonal, [05:00] dass ich dort weg musste, runter musste.

Und ich bin dann in die so genannte jüdische Sonderklasse gekommen. Das war eine Klasse damals in Kaiserslautern von 28 jüdischen Kindern. Also 1937 war das. 28 jüdische Kinder vom ersten Schuljahr bis zum letzten und unterrichtet von einem einzigen Lehrer. Und es war ein schweres Lernen, ein schweres Unterrichten. Der Lehrer musste jeden Morgen von Zweibrücken nach Kaiserslautern kommen.

Kaiserslautern: Zerstörung der Synagoge

Track 4 von 27

Inzwischen wurden wir auch immer mehr ausgegrenzt, immer einsamer. Wir konnten nicht mehr christliche, also nicht-jüdische Familien kontaktieren, weil wir Angst haben mussten, dass die darunter zu leiden hatten. Und wir wurden auch gemieden, außerdem. Ich hatte damals noch Verwandte, christliche Verwandte. Aber von den vielen Geschwistern meines Vaters waren nur ein, zwei, die noch uns besuchten. Und mein Großvater lebte damals noch. Er [06:00] hatte große Sorgen um meine Mutter und um mich, aber er konnte gar nichts machen. Ist eines Tages zu Birke gegangen, das war der Gauleiter damals und hat gefragt wie, diese Familie er helfen könnte. Er hätte zwei Söhne verloren im Ersten Krieg und diese vom dritten Sohn, die Tochter sei Jüdin, wie er ihr helfen könnte. Und er hat ihm geantwortet: Ob das ihr hilft, weiß ich nicht, aber es wäre ratsam, dass sie zu ihm ziehen würde und sich taufen ließe. Vielleicht würde ihr das helfen. Und da hab´ ich sofort „Nein“ gesagt. Ich war damals 16 Jahre, hätte meine Mutter alleine zurück lassen müssen.

1937 bin ich dann von dieser in diese Sonderklasse gekommen und es wurde immer enger um uns. Wir wurden immer einsamer. Viele jüdische Familien wanderten auch aus. Und im Frühjahr 1938 war es dann, ich wurde ganz im frühen Frühjahr schulentlassen. [07:00] Und im Frühjahr 1938 trat die bürgerliche Gemeinde an die jüdische Gemeinde heran und eröffneten dieser, sie wollten die Gemeinde, die Synagoge kaufen. Und die Gemeinde konnte nichts mehr verhindern, nichts mehr verhüten. Man sagte ganz einfach dieses Gebäude im byzantinischen Stil passe nicht ins Stadtbild und außerdem brauche man einen Aufmarschplatz für die SA. Und die Gemeinde konnte nichts dagegen tun, die Synagoge wurde gekauft. Die Gemeinde hat nie etwas davon gesehen und wurde zerstört. Und 1938, wie gesagt, war ich schulentlassen. Und weil in Kaiserslautern überhaupt keine Möglichkeit war, für einen jungen jüdischen Menschen etwas zu lernen, hatte meine Mutter mich in Köln angemeldet. Aber um die Zwischenzeit - in einem jüdischen Altersheim, wo man Hauswirtschaft, die waren befugt Hauswirtschaftslehrlinge auszubilden. [08:00] Und in Kaiserslautern war, wie gesagt, keine Möglichkeit. Und ich ging dann zu einer Wäschenäherei. Wir kannten, die Kaiserslauterer Juden kannten sich untereinander meist, und ich war da als Volontärin. Und ich musste jeden Morgen

dahin kommen, jeden.

Zu dieser Zeit kam ein kleiner Vetter von mir, vom Bruder meiner Mutter der Sohn, aus Ostpreußen. Die Familie hat in Köln die Auswanderung betrieben nach Chile und mein Onkel wollte gern auch, dass meine Mutter mit mir mitkommen sollte. Meine Mutter hat das abgelehnt, weil ihre Mutter damals noch lebte und sie sagte: „Ich lasse meine Mutter nicht im Stich.“ Und so hat sie gar nicht versucht, überhaupt die Auswanderung anzumelden. Das war natürlich ein Fehler. Anmelden hätte man immer können und man hätte dann von der Auswanderung absehen können.

Reichspogromnacht: Attentat auf Ernst vom Rath

Track 5 von 27

Jedenfalls nun dieser kleine Vetter lebte dann bei uns im Haus. Der hatte noch zwei Schwestern, die blieben [09:00] in Köln. Die Familie wohnte nun in einer kleinen Wohnung, das war sie gar nicht gewohnt von Ostpreußen her.

Jedenfalls, der Sommer ging so vorbei. Die Synagoge wurde abgerissen. Das war natürlich ein schrecklicher letzter Gottesdienst da in der Synagoge. Man wusste, man hatte noch versucht, das Abreißen aufzuschieben bis nach den hohen Feiertagen, aber die Gemeinde hat sich nicht darauf eingelassen. An dieser Synagoge musste ich nun jeden Morgen vorbei zu dieser Wäschefabrik.

Dann im November ein Zwischenfall, der ganz entsetzliche Folgen hatte. Dieser, ein junger polnischer Jude, Herschel Grynszpan, erschoss oder schoss in Paris einen deutschen Botschaftsangehörigen an, Ernst vom Rath hieß er. Er hat ihn nicht sofort tödlich getroffen, aber im Radio war die Hetze furchtbar. Es hieß nicht, Herschel Grynszpan hat das gemacht, es [10:00] waren, es ist wieder alles auf die ganze Judenheit, auf die deutschen Juden zurückgefallen. Und dieser Herschel Grynszpan, das war natürlich der verkehrte Weg, er wollte darauf aufmerksam machen wie die polnischen Juden in einem Elend waren. Die polnischen Juden in Deutschland wurden abgeschoben über die Grenze, hin und her. Deutschland wollte sie nicht haben, Polen wollte sie nicht haben. Viele Menschen sind dabei umgekommen. Seine Eltern waren auch dabei. Darauf wollte er aufmerksam machen. Das war natürlich der falsche Weg. Und es war eine schreckliche Hetze im Radio. Und inzwischen ist er dann auch gestorben.

Reichspogromnacht: Übergriff auf jüdische Betriebe

Track 6 von 27

Und meine Mutter, die war schon voller Sorge. Was wird sein, wenn der stirbt? Er starb am 10. November. Morgens waren wir - ich hatte mich gerade vorbereitet, um bald aus dem Haus zu gehen, so sechs Uhr etwa. Da klopfte es ganz heftig an unserer Tür. Meine Mutter öffnete mit Zögern. Man wusste ja nie, was da los war und wieso zu so früher Stunde. [11:00] Und draußen stand ein ehemaliger Fahrer, ein Chauffeur, der bei uns im Geschäft gearbeitet hat. Und er erzählte ganz aufgeregt, was er gesehen hat. Beim Gang durch die Stadt zu seiner Arbeitsstelle hat er gesehen, wie der Pöbel, so nannte er es, mit Spitzhacken und Vorschlaghämmern Schaufensterscheiben von jüdischen Geschäften eingeschlagen hat. Die Ware rausgeschmissen auf die Straße. Wie manche Leute sich da etwas davon rafften. Wie Kleinmöbel aus Fenstern flogen. Er war ganz aufgeregt und wollte uns warnen, aber wir konnten gar nichts tun. Ich musste an dem Morgen zu der Fabrik, denn ich musste den Schlüssel holen. Jeden Tag hat jemand anders den Schlüssel vom Chef geholt, damit man in die Fabrik rein konnte. Ich konnte also nicht Zuhause bleiben, obwohl ich gerne bei meiner Mutter geblieben wäre und sie mich auch gerne dagehalten hätte. Und der Kleine wollte gerne zur Schule. [12:00] So gingen wir aus dem Haus. Wieder an dieser zerstörten Synagoge vorbei, wie jeden Tag. Und als ich dann an diese Gasse kam, die lag zwischen zwei breiten Straßen, wo diese Fabrik war, da standen schon ein paar Männer mit Spitzhacken und mit solchen Geräten. Und allmählich kamen die Arbeiterinnen an und erzählten ganz aufgeregt. Ich hatte nichts gesehen beim Gang durch - wir wohnten am Strand und dort hatte ich nichts gesehen, außer der zerstörten Synagoge. Die erzählten alle ganz aufgeregt. Der eine hat dies gesehen, der andere das.

Jedenfalls wir gingen dann nach oben zu unseren Arbeitsplätzen. Die elektrischen Maschinen wurden angestellt und ich war natürlich innerlich aufgeregt. Und nach etwa einer Stunde hieß es auf einmal: „Alles antreten, heraustreten aus dem Arbeitsraum!“ Und wir stellten uns dann an. Mussten uns anstellen auf eine Treppe, die ging nach unten, dazwischen war eine Plattform und dann ganz nach unten, nach parterre. [13:00] Und da haben wir uns nun aufgestellt und plötzlich kamen ein paar Männer an und riefen: „Juden raus, Juden raus!“ Und wir waren vielleicht noch sechs,

sieben Angestellte – jüdische Angestellte – es war natürlich ein jüdischer Betrieb, das habe ich vorher nicht erwähnt. Und ich hatte nur eins im Kopf: „Was ist mit meiner Mutter, was - wie geht es meiner Mutter?“ Und ich hatte nur den Gedanken: „Nach Hause, nach Hause.“

Reichspogromnacht: Rückzug auf den Friedhof

Track 7 von 27

Ich bin mit die Treppe runter gegangen mit den anderen jüdischen Menschen und als ich unten war, bin ich einfach weggerannt. Ich muss sagen, ich war damals auch gerade erst gut 15 Jahre alt und ich bin einfach weggerannt. Ich hab mir weiter keine Gedanken darum gemacht und es hat mich auch keiner festgehalten.

Und als ich nach Hause kam – meine Mutter war in höchster Aufregung, weil sie gehört hatte inzwischen, es wurde ihr zugetragen und durch Radio, was in der Stadt, was überall passierte. Und sie war ganz besorgt um uns. Und wir unterhalten uns dann: „Was soll man machen? Was können wir machen?“ Christliche Leute konnten wir nicht, konnten wir nicht kontaktieren. Und jüdische Leute wussten wir nicht. Denen ging [14:00] es wahrscheinlich ganz genau so wie uns. Und inzwischen kam der kleine Vetter an, laut weinend. Und so war er auch wohl durch die ganze Stadt gelaufen. Er schluchzte und erzählte uns dann, dass größere Schüler in den Klassenraum eingedrungen seien, den Lehrer und die Schüler die Treppe heruntergejagt hätten. Und unten im Schulhof standen die Klassen schön säuberlich aufgereiht und skandierten: „Wir wollen keine Juden hier! Wir wollen keine Juden hier!“ Und da haben die Kinder ihn unter Rufen aus dem Schulhof gejagt. Und er war ganz aufgeregt und weinte bitterlich.

Ja und nun standen wir drei da und wussten nicht, was wir machen sollten. Bis – ich wusste eines ganz genau – wir wussten nicht, was wir tun sollten. Aber ich wusste eines ganz genau, dass ich nicht die Zerstörung unseres Hauses mit ansehen wollte. Und ich sagte darum zu meiner Mutter: „Lass uns doch zum Friedhof gehen.“ Mein Vater war als evangelischer Mensch auf dem allgemeinen Friedhof beerdigt. [15:00] Und so, meine Mutter war einverstanden, haben wir uns was übergezogen und sind zum Friedhof gegangen, haben uns dort auf die Einfassung gesetzt. Und es war ein kühler Novembertag und wir froren auch vor Aufregung. Und ich habe es da nicht lange ausgehalten. Ich weiß nicht, vielleicht eine halbe Stunde, Stunde haben wir da gesessen und ich dachte: „Hier holen wir uns noch eine Krankheit weg, wenn wir hier lange sitzen.“ Und ich sagte zu meiner Mutter, der Kleine fror auch: „Ich will nach Hause, ich will sehen was Zuhause los ist!“ Sie wollte absolut nicht, sie wollte mich festhalten und ich bin dann doch gegangen. Ich wollte sehen. Ich wollte vom Grab da weg.

Reichspogromnacht: Verwüstung der Wohnung

Track 8 von 27

Und als ich näher zum Haus kam, es war schon ein ganzes Stück Weg, als ich näher zum Haus kam, hörte ich schon, dass da irgendwas los war, dass da irgendwie Bewegung war. Und als ich näher kam, hörte ich auch da das Gemurmel von Menschen. Und ich sah dann auch, als ich da ankam, dass viele Leute auf dem Hof waren. Und ich hörte da ein Geräusch, was ich gar nicht definieren [16:00] konnte. Später stellte sich heraus, dass man Schläuche herein geleitet hatte, wo früher die Autos mit gewaschen wurden, um die Zerstörung noch vollständiger zu machen. Und ich ging nun auf den Hof. Also ich wäre lieber umgedreht, aber es hat mich angezogen, wie magisch. Ich konnte gar nicht anders, ich musste da einfach hin. Und unglücklicherweise kam ich neben, stand ich da neben einer Frau, die mich immer angefeindet hat. Wo ich stand, wenn sie mich sah, hat sie entweder ausgespuckt oder ein Schimpfwort gerufen. Oder wenn ich im Geschäft war, hat sie den Besitzer gefragt: „Verkauft ihr den Juden immer noch?“ Bei uns in der Nähe, damals gab es Kolonialwarengeschäfte, nannte man das. „Verkauft ihr den Juden immer noch?“ Und wenn ich gesehen hab', dass sie darein ging, dann bin ich schon raus gegangen oder bin gar nicht erst hingekommen. Und die Frau stand ausgerechnet an dem Tag neben mir. Und ich wollte stark sein, ich wollte den Gaffern, wie ich sie bei mir nannte, wollt' ich [17:00] nicht meine Schwäche zeigen. Die sollte nicht sehen, dass ich weinte. Und ohne dass ich es wollte, liefen mir die Tränen herunter. Da schrie diese Frau: „Jetzt heult se! Schmeißt se rein in den Krempel! Schmeißt se rein in den Krempel!“ Das hat sie immer wieder geschrien und es hat sich keine Hand gerührt. Ich hatte auch Angst, dass sie mich vermutlich anpacken wird. Und ich musste das mit anhören, wie drin alles zerstört wurde. Ich hörte das Krachen von Holz und das Splintern von Geschirr. Und also es war schrecklich, draußen zu stehen, zu wissen, man ist völlig hilflos.

Und schließlich kam die Bande dann aus dem Haus heraus. Die Tür war zerstört, Fensterscheiben waren kaputt. Und die Leute verzogen sich dann auch allmählich vom Hof.

Und ich bin, sobald der Letzte vom Hof war, bin ich zum Friedhof gelaufen um meine Mutter und den Jungen zu holen. Und meine Mutter fragte: „Was ist los?“ Ich sagte: „Ja natürlich, die waren da!“ Und ich hatte es aber nicht gesehen. Und wir kamen dann [18:00] zum Haus und sind hereingegangen ins Haus. Und als meine Mutter die Zerstörung sah, ist sie buchstäblich zusammengebrochen. Sie hat sich da irgendwo hinfallen lassen. Also es war wirklich schrecklich. Was sie gekocht hatte zu Mittag, das klebte an der Wand. Und im Schlafzimmer fand ich es mit am schlimmsten. Die Betten waren aufgeschnitten, aufgeschlitzt. Damals hatte man noch so Marmorabdecken auf den Waschbecken oder Nachttischen – alles war zerschlagen. Spiegel waren zerschlagen. Alles, was nur zerbrechlich war im Schlafzimmer war zerstört. Der Kleiderschrank, der war nicht umzukippen, aber so ein Stück lag er auf der, auf die Betten gekippt und die Rückwand war eingeschlagen. Und es sah entsetzlich aus. Alle Polstermöbel in anderen Räumen waren aufgeschnitten. Die Schränke waren ausgeleert, sie hatten das Geschirr herausgeschmissen. Bilder von den Wänden. Es sah entsetzlich aus. Meine Mutter ist zusammengebrochen [19:00] und ich merkte an dem Tag: „Wir waren vogelfrei!“ Dass meine Mutter mich nicht mehr schützen konnte, das habe ich schon vorher ziemlich stark empfunden. Und ich sage immer, das war der Tag, an dem ich erwachsen wurde. Weil ich konnte meine Mutter, durfte sie einfach nicht noch mehr belasten. Sie hatte schon Sorgen und genug mit allem was sie zu tragen hatte, zu tun.

Reichspogromnacht: Verweis aus dem Gau Saar-Pfalz

Track 9 von 27

Wir saßen nun da und es war ein unglückseliger Tag, ein schrecklicher Tag. Und in diesen schrecklichen Momenten kam eine Nachbarin und brachte uns etwas zu essen und etwas Heißes zu trinken. Ich habe diese üble Frau erwähnt, aber ich muss - ich hab viel mehr persönliches Mitempfinden erfahren. Außer von dieser einzigen, schrecklichen Frau kann ich immer nur wieder berichten, dass es auch Leute gab, die sich wie Menschen verhalten haben. Und diese Frau brachte uns, der Mann war Lokomotivführer, und die brachte uns wirklich etwas zu essen und zu [20:00] trinken. Und sie ging auch sofort wieder weg. Und während sie weg war, klopfte es heftig ans Tor. Ich bin dann hingegangen. Draußen stand ein Mann von der Kriminalpolizei in Kaiserslautern. Kaiserslautern hatte keine Gestapo. Und der eröffnete mir, die Juden, die pfälzischen Juden hätten bis sechs Uhr abends den Gau Saar-Pfalz zu verlassen. Das sei eine Anordnung von Oben. Und, ja, ich hab's zur Kenntnis genommen, hab's meiner Mutter gesagt. Aber wohin jetzt? Uns blieb eben nur übrig zu den Eltern von dem Jungen nach Köln, das war die einzige Möglichkeit. Gau Saar-Pfalz verlassen - wo soll man da hin? Und ich rief da an. Und die sagten mir, es war der Bruder meiner Mutter: „Kommt, kommt!“ Denen war nichts passiert in ihrer Wohnung. Und so sind, haben wir dann auch gepackt. Und die Nachbarin kam, holte ihr Geschirr und brachte uns [21:00] noch einen Koffer. Das war ja alles nass und pitschnass und zerschnitten und nicht zu gebrauchen. Jedenfalls sie kam und brachte uns noch was und so haben wir noch ein paar Teile darein gelegt, wovon wir glaubten, dass wir es nötig brauchten, sind zum Bahnhof gegangen und sind nach Köln gefahren. Unsere Verwandten in Köln waren froh, als sie uns sahen, dass uns nichts geschehen war, also rein äußerlich.

Köln: Ausbildung im jüdischen Altersheim

Track 10 von 27

Aber wir waren völlig verstört. Und auch der kleine Junge. Und so ist meine Mutter dann, trotz der Ausweisung ist sie nur geblieben bis Anfang Dezember und dann ist sie zurückgefahren. Und kein Mensch hat das beanstandet, trotz der Ausweisung. Und ich bin, sie hat dann die Wohnung fertig machen lassen, soweit es überhaupt noch möglich war, alles zusammenzuleimen, Fensterscheiben einzusetzen und so weiter. Jemand hat sich inzwischen gekümmert und hat das irgendwie so ein bisschen verschlossen oder so. Und jedenfalls hat sie die Möbel wieder herrichten lassen, soweit es möglich war. [22:00]

Und ich bin dann, an Weihnachten '38 bin ich nach Hause gefahren. Ich war dann nicht mehr lange da. Ich bin dann nach Köln gekommen, in dieses Altersheim und hab dort meine Ausbildung angefangen. Und ich muss sagen, dort eigentlich habe ich meine Identität gefunden. Denn vorher durch die verschiedenen Konfessionen meiner beiden, meiner Eltern war das so, dass ich nicht richtig Weihnachten hatte und nicht richtig Chanukka. Also das war alles so

dazwischen. Und dort erst habe ich das erfahren. Die Feiertage richtig verbracht. Ich bin in Kaiserslautern auch zur Synagoge gekommen, aber wenn ich nach Hause kam, dann war das immer wieder das alte. Und dort hab´ ich das erst erfahren, hab´ sehr viel vom Jüdischen erfahren, vom Judentum und hab´ mich dort auch sehr gut gefühlt. Außerdem wurde das Haus ganz streng nach den Speisegesetzen geführt. Also kein Fleisch mehr, weil es ja nicht mehr rituell geschlachtet werden durfte und so weiter. [23:00]

Inzwischen wurde aber alles immer mehr eingeengt. Zum Beispiel Juden, nach dem 10. November, mussten wir alle den Namen, Frauen Sarah und die Männer Israel tragen. Damit man sofort zu erkennen war. Die große Kennkarte hatte ein großes „J“ vorne drauf gehabt. Und wir durften auch nicht mehr kaufen, wo wir wollten. Also in Köln zum Beispiel dieses Altersheim, das waren immerhin so vielleicht 50 Personen, da musste herangeschleppt werden von einem Geschäft, was da angewiesen wurde. Musste alles rangeschleppt werden und es gab dann auch Lebensmittelmarken. Man konnte einfach Ariern nicht mehr zumuten, mit Juden zusammen in einem Geschäft zu stehen. Damals war ja die Selbstbedienung noch nicht. Und es wurde immer schwieriger. Aber dort im Haus war auch ganz regelmäßig Gottesdienst und ich hab´ mich da sehr gut gefühlt. Aber ich hatte immer im Kopf: Ich wollte, ich wollte Medizin studieren. [24:00] An sich, das war von Jugend auf mein Gedanke. Weil ein Arzt mir das Leben gerettet hat, als ich noch sehr klein war und davon wurde immer wieder gesprochen. Ich war einziges Kind und wurde immer wieder gesprochen. Ich hab´ mir gedacht, es wär doch wunderschön, so helfen zu können. Und aber ich hatte kein Abitur und gar nichts, also da war überhaupt nicht dran zu denken. Aber in Köln war ein großes jüdisches Krankenhaus, ein sehr schönes, sehr gut geführtes und sehr bekanntes. Und ich bin zur Oberin gegangen und hab´ gesagt, dass ich gerne Krankenpflege lernen wollte. Und übrigens, ein Sohn von mir ist Arzt, meine Tochter ist Krankengymnastin und ein Enkel ist Heilpraktiker. Also das Helfen, das Heilen-Helfen-Wollen, das liegt wohl so ein bisschen in der Familie. Ich erwähne das, weil ich manchmal danach gefragt werde, ob ich was erreicht hätte in der Richtung. Nein, ich hab nichts erreicht. Und ich bin immer zur Oberin gegangen und hab´ sie gefragt, [25:00] ob sie mich nicht endlich einstellen kann. Und um mich nicht ganz zu enttäuschen, hat sie mich zu einer alten Dame gewiesen, die einen künstlichen Darmausgang hatte. Sie sagte: „Versuchen sie mal, ob sie sich für diesen Beruf überhaupt eignen.“ Und ich war ein Jahr bei dieser alten Dame. Nachdem ich dort abgeschlossen hatte in dem jüdischen Krankenhaus, Altersheim, in dem jüdischen Altersheim. Und habe dann diese alte Dame gepflegt und habe ihr Gesellschaft geleistet, ein ganzes Jahr. Dann endlich konnte ich ins Krankenhaus, konnte ich im Krankenhaus ankommen.

Köln: Ausbildung im Israelitischen Asyl

Track 11 von 27

Aber inzwischen hat der Krieg begonnen, da waren Bombennächte ab 1939. Und nachdem ich diese alte Dame ein ganzes Jahr, und dann konnte ich endlich im Krankenhaus ankommen. Und ich war ganz glücklich und hab´ mich gefreut, dass ich endlich aufgenommen wurde. Es war auch eine ganz besondere Atmosphäre. Man muss sich immer vorstellen, draußen [26:00] konnte einem - wir mussten ja inzwischen auch den Stern tragen. Und Juden, Juden, überall hieß es dann: „Du Jude!“ Und wir durften keine öffentlichen Verkehrsmittel mehr benutzen inzwischen. Was auch eine schlimme Sache war in einer Stadt wie Köln. Wie kann man alles zu Fuß erreichen, ist ganz schwierig. Jedenfalls unsere Oberin sagte uns damals: „Wenn ihr in die Stadt geht, zieht eure Schwesternkleidung an.“ Das war damals so ein schwarzes Mäntelchen, eine Pelerine und das Häubchen. Da waren wir natürlich ganz stolz drauf, dass wir das tragen durften. „Ihr habt schon einen Erste-Hilfe Kursus hinter euch, ihr blamiert euch nicht mehr.“ Und so bin ich dann eines Tages auch durch die Stadt gegangen. Ich erzähle das, weil es mir wichtig ist – heute noch – und weil es mir damals ganz besonders wichtig war. Ich bin in ein Geschäft gegangen, ich musste etwas abholen. Die Tür lag zurück, rechts und links waren Schaufenster und als ich dort rein ging, kam mir eine Frau entgegen. [27:00] Nichts Ungewöhnliches. Und als ich dann meine Sache da beendet hatte im Geschäft und herauskam, stand die immer noch da. Das hat mich natürlich merkwürdig berührt. Und auf einmal fasste sie mich ganz fest am Handgelenk und ich dachte, was kommt nun. Aber sie sprach schon: „Schwesterchen, tragen sie den Stern mit Stolz!“ Und ich muss sagen, solche Begebenheiten die haben mich später über Wasser gehalten, wie man so flapsig sagt. Die haben mir geholfen. Ich dachte, es sind nicht alle Menschen so wie der ganze braune Sumpf. Es gibt noch Menschen, die denken wie Menschen, die menschlich geblieben sind. Ich hab´ mich natürlich innerlich - ich war einen Moment erschrocken - ich hab mich gefreut. Ich

vergesse so was nicht, das ist über 60 Jahre jetzt zurück, aber ich kann das nicht vergessen. Und ja, nun waren wir im Krankenhaus und inzwischen gingen die Deportationen weiter.

Köln: Deportationen und Schließung des Israelitischen Asyls

Track 12 von 27

In Kaiserslautern waren schon Deportationen seit 1941, [28:00] in Köln auch schon seit 1942. Und ich hatte nur die eine Sorge - ich war ja einziges Kind, mein Vater lebte nicht mehr - dass meine Mutter von Kaiserslautern deportiert würde, ohne mich. Oder ich von Köln ohne sie. Und ich wollte unbedingt nach Kaiserslautern, um mit ihr zu sprechen, was in Zukunft geschehen sollte, ob ich nach Kaiserslautern kommen sollte oder ob sie nach Köln ziehen wollte. Sie war ja allein. Und ich habe der Oberin gesagt, dass ich fahren wollte und sie sagte: „Das ist unmöglich, ich kann sie nicht freigeben, kann ihnen nicht freigeben.“ Und zwar war das so: Wenn die Transporte gingen, die Leute wurden benachrichtigt und wurden dann gesammelt auf dem Messengelände. Und viele wussten, dass das nichts Gutes zu bedeuten hatte. Man sagte zwar, man käme zur Arbeit weg, aber die meisten wussten, weil man ja fast nichts mehr hörte von den Menschen, dass das schlimm war. Und viele haben sich dann das Leben nehmen wollen, die nicht [29:00] mit dem Transport mitwollten. Haben sich aus dem Fenster im Haus gestürzt, Gift genommen, jedenfalls auf alle mögliche Weise. Vielen ist es geglückt. Und denen, denen es nicht geglückt ist, denen, die nur den Versuch gestartet haben, die kamen dann ins Krankenhaus und da war wirklich jede Hand notwendig. Denn es war ja nicht nur so, dass an diesen Tagen sehr viel zu tun war. Es war auch so, dass mit jedem Transport, also mit jeder Deportation gingen Ärzte und Krankenschwestern mit. Die meisten zwar aus dem Stadtgebiet, aber auch aus dem Krankenhaus und so hatte die Oberin wohl recht, wenn sie sagte: „Wir brauchen an diesen Tagen jede Hand. Ich kann ihnen nicht freigeben.“

Aber meine Mutter lag mir sehr am Herzen. Ich bin zur Gestapo gegangen und gebeten, hab´ auch sofort die Erlaubnis gekriegt, für vier Wochen nach Kaiserslautern zu fahren. Ich hab´ die Oberin vor vollendete Tatsachen gestellt und bin nach Kaiserslautern gefahren, und um mit meiner Mutter zu besprechen. Aber wir sind zu keinem Resultat gekommen. [30:00] Sie wollte nicht gerne von Kaiserslautern weg und ich wollte nicht einfach meinen Lehrvertrag und so ohne weiteres alles aufgeben. Ich wollte gerne einen Beruf haben. Wenn schon keinen richtigen, also keinen vernünftigen Schulabschluss hatte, wollte ich wenigstens einen Beruf haben. Und nach drei Wochen kriegte ich auf einmal Bescheid von der Oberin. Da war in Köln bei, nach einer schrecklichen Bombennacht, war das Bürgerhospital getroffen worden und zerstört und man hat daraufhin das jüdische Krankenhaus völlig geräumt. Alle Juden wurden ins Fort Müngersdorf, dort war auch ein Altersheim angeschlossen übrigens, das ganze Personal und alles wurde ins Fort Müngersdorf gebracht. Und das Bürgerhospital ist dann in das jüdische Krankenhaus eingezogen, was davon noch übrig war. Das hat die Oberin mir eröffnet. Hat mir noch ein kleines Päckchen geschickt, mit Dingen, die ich hätte mitnehmen dürfen, wenn ich dort gewesen wäre. Ja, und nun standen wir beide da. Ich hab´ von dem ganzen Krankenhaus niemanden mehr wiedergesehen, die sind umgekommen. [31:00] Einige haben überlebt, da gibt es auch ein Buch darüber.

Und jetzt war mir doch sehr angelegen – trotz meiner Mutter – ich wollte an sich gerne meinen Lehrvertrag erfüllen und ich hab zu meiner Mutter gesagt: „Ich geh doch nach Frankfurt, wenn ich da ankommen kann.“ Ich hab mich dort beworben, die haben mir zugesagt, aber ich musste wieder von der Kriminalpolizei eine Reisegenehmigung haben.

Kaiserslautern: Deportationsbefehl

Track 13 von 27

Das war ja so: Wir konnten nicht reisen, wir durften nicht reisen, dann hätten die ja bei den Deportationen uns nicht packen können. Die mussten genau immer wissen, wo wir sind, damit sie uns bereit haben bei den Deportationen. Und so bin ich zur Kriminalpolizei gegangen und er sagte: „Ja, sie können nach Frankfurt, aber nicht ohne ihre Mutter.“ Meine Mutter hat gesagt: „Ich rühr mich nicht vom Fleck!“ Die war in Kaiserslautern, man kannte sie und sie wollte da nicht [32:00] weg. Das hieß für mich dann letztendlich, ich bleib auch in Kaiserslautern. Damit hatte ich ganz richtig getan, denn ungefähr sechs Wochen später wurde das große Krankenhaus in Frankfurt auch deportiert. Also aufgelöst und die jüdischen Menschen deportiert.

Und so blieb ich nun in Kaiserslautern. Und um nicht den ganzen Tag Zuhause zu sitzen, habe ich da auch wieder eine Arbeit angenommen und zwar in einer Eisengießerei. Eine stupide, schmutzige Arbeit. Aber der Vorteil war, dass sie in der Nähe von meinem Zuhause lag. Ich hatte nur ungefähr sieben Minuten zu laufen. Und da war mir jede Arbeit recht. Das war mir alles egal, Hauptsache, ich war in der Nähe von meiner Mutter. Ich hatte mir immer vorgestellt: Sie wird weggeholt und ich weiß nichts davon. Und ich komme Stunden später nach Hause. Und ich hab´ dort gearbeitet, den ganzen Sommer von ´42 bis ´43.

Und am 6. Juli ´43 kommt auf einmal ein Nachbar an. Ich muss das erwähnen, der Nachbar, der sich auch in Gefahr begeben hat, dass er Juden kontaktiert hat. Und sowas das war mir immer wieder in Erinnerung, was [33:00] jemand damit riskiert hat. Und der kam zu der Fabrik gefahren, der Vorarbeiter sagte: „Geh mal schnell raus, da steht ein Mann, der Nachbar, der will dich sprechen.“ Und er sagte: „Fahr schnell nach Hause, man will deine Mutter wegholen.“ Und ich bin schnell nach Hause gefahren, ich weiß gar nicht wie, mit seinem Fahrrad. Und ich sehe, da sind zwei Leute von der Geheimen Staatspolizei in Saarbrücken. Ein Fahrer und ein Angestellter. Und ich sah wohl, also da war nichts zu machen. Und ich hab´ unsere Koffer aus dem Schrank geholt. Wir hatten immer zwei Koffer gepackt mit allem was wir glaubten, was wir vielleicht brauchen würden, wenn wir verschickt würden. Damit man nicht im Moment, wenn man in der großen Aufregung da alles Mögliche reinwirft, was man gar nicht braucht und wichtige Dinge vergisst. Und als ich die Koffer nun rausgeholt [34:00] habe, da sagte der Beamte: „Nein, sie nicht, nur ihre Mutter soll deportiert werden.“ Und ich hab´ ihn angefleht und hab ihm gesagt, er soll mich doch wenigstens mitnehmen bis Saarbrücken. Und letztendlich hat er eingewilligt und ich konnte mit meiner Mutter ins Auto steigen. In einem einfachen Personenwagen haben sie uns abgeholt, nur uns beide. Haben uns nach Saarbrücken gebracht. Und unterwegs habe ich so auf ihn eingeredet, und hab´ ihm klarmachen wollen, und das war ja auch so, dass ich über kurz oder lang doch auch deportiert werden würde. Denn es war nun eine Zeitfrage, das habe ich ihm plausibel machen können. Und als wir in Saarbrücken vorm Gefängnis waren, war er soweit und hat eingewilligt, dass ich mit meiner Mutter zusammen deportiert werde. Meine Mutter war unglücklich. Sie sagte: „Warum willst du das tun, wenn du – jeder Monat kann für dich lebensrettend sein, den du noch Zuhause bist.“ Sie hat damit Recht gehabt, aber ich wollte nicht sie alleine lassen. Und wir sind nun beide auch [35:00] eingewiesen worden.

Saarbrücken: Dienststelle der Gestapo

Track 14 von 27

Und zwei Tage später bin ich dann zur Gestapo gerufen worden. Und zwar sind wir mit so einer Grünen Minna - wie man das nennt, so ein grünes Auto. Waren noch mehrere Häftlinge dort, die auch zur Gestapo zum Verhör mussten und wir sind zusammen hingefahren. Ich kam dann zu einem Herrn Söller, Söller und der sagte mir: „So, sie wollen also mit ihrer Mutter?“ Ich sag´: „Ja.“ „Wissen sie, wo ihre Mutter hinkommt?“ Ich sag´: „Nein, das weiß ich nicht.“ „Ihre Mutter kommt nach Auschwitz!“

Und das war für mich, wie ein Schlag in die Magengrube, denn ich wusste sehr wohl, was Auschwitz heißt. Ich weiß nicht wieso meine Mutter ihr Radio behalten durfte, das hatte sie versteckt im Schrank. Nachdem sie gemerkt hatte, es ist nicht abgeholt worden. Juden durften auch kein Radio mehr haben, weil sie damit ja den Feindsender hören konnten. Und genau das hab ich getan. Ich habe abends BBC London gehört und meine Mutter sagte: „Du bringst uns in Teufels Küche.“ [36:00] Denn das war so, die hatten so ein Signal, wenn heute ein Wagen vorbeifährt mit so Musik, mit lauter Musik, und man nur den Bass hört, so ungefähr war das, dieses Signal was da kam. Meine Mutter sagte: „Es dringt durch die Wände durch.“ Die hatte schrecklich Angst. Es war verboten in Deutschland. Das war ein Feindsender, nannte man das. Ich hörte zum Beispiel: „Heute kam ein Zug mit soundsovielen Wagons in Auschwitz auf der Rampe an. Der Zug kam aus Polen, war fünf Tage unterwegs in der glühenden Sonne. Die Leute bekamen weder Wasser, noch etwas zu essen, noch konnten sie sich entleeren. Als man in Auschwitz die Wagontüren öffnete, fielen die Leichen heraus und die Handvoll, die noch überlebt hat, wurde auf der Rampe erschossen.“ Sowas hörte ich zum Beispiel. Und darum wusste ich ganz genau, was Auschwitz ist. Das heißt, zu wissen was Auschwitz ist und es zu erleben, das sind auch wieder zweierlei Dinge.

Und er sagte: „Wollen Sie immer noch mit [37:00] Ihrer Mutter?“ Und ich sagte: „Wo meine Mutter hingeht, möchte ich auch hingehen.“ Und da sagte er ganz zynisch: „Sie wären ein schlechtes Kind, wenn's nicht so wäre.“ Er wusste

doch, dass es unser Tod sein sollte. Dass es anders gekommen ist für mich, das konnte er nicht ahnen, das konnten wir beide nicht ahnen. Jedenfalls habe ich gesagt, ich will mit meiner Mutter. Und er guckte auf die Uhr und er sagte: „Es ist jetzt so und so spät, sie gehen jetzt zur Bahn.“ Ich weiß gar nicht ob er mir die Karte gegeben hat oder sowas, ich erinnere mich überhaupt nicht mehr daran. Ich bin zur Bahn gegangen und er sagte mir noch vorher: „Wenn sie bis fünf Uhr heut' Abend nicht zurück sind, sehen sie ihre Mutter nicht wieder.“ Mit welchen Gefühlen ich gefahren bin, das kann man sich ungefähr vorstellen.

Ich bin dann auch nach Kaiserslautern gefahren. Unterwegs im Zug hat mich auch noch eine Frau gefragt - da saßen Soldaten, ich schlotterte und es war ein heißer Sommertag - sagte, was mit mir wäre, ob ich krank wäre. Und ich hab' ihr gesagt, ich sagte: „Wir kommen nach Auschwitz.“ Ich denk', was kann schon sein. Und sie gab mir noch einen Becher was [38:00] Heißes zu trinken. Und so bin ich in Kaiserslautern ausgestiegen und bin zu unserm Haus gelaufen. Ich musste quer durch die Stadt, und als ich dort ankam, war das Haus versiegelt. Also breite Banderolen waren über den Türen, mit einem Stempel von der Kriminalpolizei, ich konnte da nicht rein. Das heißt mit andern Worten, ich musste ganz zurück, fast bis zum Bahnhof, dort war diese Station, dort war die Kriminalpolizei stationiert. Das heißt für mich, ich konnte ja kein öffentliches Verkehrsmittel benutzen, kein Taxi und gar nichts. Das bedeutete für mich ganz einfach Zeitverlust. Und ich hab' zum Glück schon einen Beamten dort getroffen, der mit mir zum Haus gefahren ist und mir das Haus geöffnet hat. Inzwischen haben sich dann aber auch schon Nachbarinnen gefunden, die gesehen hatten, dass ich vorher da war. Und meine Mutter hat mir noch vorher aufgetragen, dies und das und jenes in den Koffer zu legen, was sie für wichtig gehalten [39:00] hat. Und das habe ich dann auch getan. Und die standen hinter mir und fragten mich aus, fragten, fragten - drei Nachbarinnen. Und ich hab' Ihnen auch Auskunft gegeben. Auf einmal guck' ich auf die Uhr. Ich merkte sofort: Mit dem schweren Koffer um die Zeit am Bahnhof zu sein, wenn mein Zug kommt, das werde ich nicht schaffen. Ich hab' den Deckel zugeschlagen und bin weggelaufen. Also meine Reise nach Kaiserslautern war praktisch ganz umsonst.

Und ich bin durch die Stadt, ich möchte sagen, mehr gelaufen als gegangen. Und als ich zum Bahnhof kam, war ungefähr noch sieben, acht Minuten Zeit bis Abfahrt des Zuges. Und ich steh da und warte voller Ungeduld, dass der Zug endlich kommt. Da hör' ich auf einmal meinen Namen rufen. Da kamen diese drei Nachbarinnen mit einem Handwagen an mit meinem schweren Koffer.

Saarbrücken: Gefangenentransport nach Auschwitz

Track 15 von 27

Das muss man sich vorstellen. Ich sag' immer: In den dunkelsten Stunden habe ich mich an solche Leute erinnert, die uns geholfen haben. Oder wenn mal jemand auf der Straße wagte [40:00] einen Blickkontakt und ein ganz leichtes Nicken, dann wusste ich: „Der denkt anders als die meisten.“ Und ich glaube, wenn die Leute gewusst hätten, was uns das bedeutet und wie viel uns das bedeutet, dann hätten manche vielleicht auch das gewagt. Jedenfalls die Nachbarn gaben mir meinen Koffer, sie weinten, ich weinte auch und dann bin ich eingestiegen in den Zug. Und da drin saß eine Frau mir gegenüber und fragte: „Warum, warum weinen sie alle so?“ Und da hab ich ihr das gesagt. Und diese Frau war gehbehindert, war Saarbrückenerin. Und als wir in Saarbrücken ausstiegen, stieg sie mit mir aus und ging mit mir bis vor die Gestapo. Und der Gestapomann - ja, er sah ja nun, dass ich pünktlich da war - und der hat mich dann zur Lerchesflur gebracht. Und meine Mutter war einerseits erleichtert - hatte gemischte Gefühle - und einerseits war sie erleichtert, dass ich wieder da war und andererseits hätte sie lieber gehabt, wenn ich Zuhause geblieben wär.

Jedenfalls zwei Tage später [41:00] kamen wir dann über Frankfurt, Kassel. So verschiedene Stationen, Gefängnis, immer jeden Abend in ein anderes Gefängnis. Und das war ein ganz gemischter Transport, mit dem wir gegangen sind. Das ist wichtig, denn die meisten Transporte, Judentransporte, die in Auschwitz ankamen, kamen ja gar nicht erst ins Lager, die wurden ja sofort in die Gaskammern gebracht, wurden gar nicht registriert. Dies war nun ein ausgesprochen gemischter Gefangenentransport, das heißt in jedem Gefängnis abends kamen andere Häftlinge dazu, aber es waren kaum Juden dazwischen. Und welche wurden wieder abgesetzt dort in den Gefängnissen, also so eine Art Austausch. Und so langten wir dann am fünften, sechsten Tag in Auschwitz an. Unterwegs aber in diesen Zügen - das waren richtige Abteile, nur dass die Fenster verschalt waren mit Holz und die Türen waren auf Kette gesetzt, also so Achter-Abteile [42:00] waren das. Und draußen gingen dann immer Frauen, Häftlingsfrauen, die uns Wasser reichen durften

oder tagsüber eine Ration Brot reichen konnten und so weiter. Oder wenn wir zur Toilette mussten, konnten die auch die aufmachen und konnten uns rauslassen. Darunter war auch Libusé Ingrova, auf die komm' ich nachher noch zu sprechen. Das war eine von den Tschechinnen. Die kam dazu, die kam aus der kleinen Festung Theresienstadt.

Auschwitz-Birkenau: Ankunft

Track 16 von 27

Jedenfalls wir langten dann schließlich in Auschwitz an. Es war gegen Abend und wir wurden von den Waggons herausgeladen auf Lastwagen und fuhren durch das Lager Auschwitz durch. Und die Männer standen gerade da zum Zählappell. Und ja, wir fuhren dann nach Birkenau, also inhaftiert war ich in Auschwitz-Birkenau. Das war das eigentliche Vernichtungslager, dort waren die Gaskammern und auch die Krematorien. [43:00] Wir kamen in Auschwitz an, mit Lastwagen von der Rampe aus und kamen in einen Raum, in einen großen Raum, das nannte sich Sauna. Ich habe da zwar kein Wasser gesehen außer dieser trüben Brühe, mit der wir nachher desinfiziert wurden. Dort standen Tische und hinter den Tischen standen Frauen, die ganz normal gekleidet waren mit Zivilkleidung. Wie wir nachher allerdings erst sehen konnten, waren die alle gezeichnet mit einem schwarzen großen Kreuz, damit eben man nicht flüchten konnte und wenn man flüchtete, dass man schnell erkannt wurde. Und wir mussten nun unsere Koffer darauf, auf die Tische stellen. Wir wurden gefragt, ob das unsere Sachen seien, ob wir die selbst eingepackt hätten und so weiter, [44:00] ja so Formalitäten. Und dann wurden wir registriert, wir wurden rasiert vor allen Dingen, alle behaarten Körperstellen wurden rasiert und dann wurden wir tätowiert. Das ist meine Nummer. Und ja, dann wurden wir auch eingekleidet. Also wir mussten jeden eigenen Faden, alles, was wir Eigenes an uns hatten, mussten wir ablegen. Und ich hatte das merkwürdige Glück, auf meine Schuhe hat keiner geachtet. Ich hab meine eigenen Schuhe noch lange gehabt. Was heißt lange, ich war ja nur zwei Monate da, aber einige Wochen hab ich sie gehabt. Und das war sehr wichtig, denn in Auschwitz wurde man sehr schnell fußkrank. Und wer krank war, irgendeine Krankheit, der war eigentlich erledigt in Auschwitz. Und wir kriegten dort verpasst solche riesenhaften Holzpantinen, die an die Knöchel schlugen. Und in Auschwitz heilte nichts. Das kam durch die hygienischen [45:00] Umstände dort und auch durch die Ernährung. Wir kriegten ja da überhaupt keine Vitamine, es heilte einfach nichts. Im Gegenteil, jede kleine Wunde wuchs sich aus zu einer großen. Und ich hatte, wie gesagt, meine Schuhe noch, aber, wie gesagt, alles andere mussten wir abgeben. Wir hatten überhaupt nichts Eigenes behalten können. Und wurden auch eingekleidet mit irgendwelchen Zivilsachen, ob die passten oder nicht, das kam gar nicht drauf an. Das war alles dann auch gekennzeichnet.

Und dann wurden wir zur Quarantäne gebracht, in einen Block, in einen Quarantäneblock. Und diese Libusé Ingrova, von der ich vorhin sprach, die lag über meiner Mutter und mir.

Auschwitz-Birkenau: Quarantäne und Arbeitskommando

Track 17 von 27

In diesem Quarantäneblock hatten wir noch nicht diese Pritschen, sondern richtige Soldatenbetten übereinander. Und dort waren wir vier Wochen. Tagsüber mussten wir dann raus auf so eine Wiese, nannte sich das, wuchs soviel Gras wie hier auf diesem Sofa. Und wir lagen [46:00] da den ganzen Tag in der glühenden Sonne. Und es war entweder eine Schikane oder es gab wirklich Wassermangel in Auschwitz, ich weiß es nicht. Wir kriegten kaum etwas zu trinken, wir kriegten kaum Wasser. Und was wir zu essen kriegten, war unter aller Kritik. Wir kriegten ausgekochte Kartoffelschalen, unten in der Schüssel war immer Sand. Und dann kriegten wir morgens einen Becher, Tee nannte sich das. Und zwar schickte man Frauen los, sie sollten irgendwo Kräuter suchen, aber weil keine Kräuter da waren und sie mit irgendetwas nach Hause kommen mussten, haben sie Gras gerupft. Und so schwammen manchmal sogar Blattläuse oben auf diesem Getränk, was wir da kriegten. Also wir waren immer hungrig, schon damals. Und wir sahen mit Entsetzen, als wir später ins eigentliche Lager, aus der Quarantäne heraus kamen, wie manche Frauen diese ausgekochten Kartoffelschalen noch versuchten, aus denen noch etwas heraus zu holen und noch in den Mund stopften. Die gingen durch die Reihen und holten sich das aus den Schüsseln raus. [47:00] Es war furchtbar. Die waren dann schon eine ganze Weile dort und litten furchtbar Hunger.

Jeden Tag wurde nun zur Arbeit ausgesucht. Dann musste man mal irgendeine Walze ziehen oder planieren, also planieren oder auch mit Schaufeln irgendetwas schippen. Oder, meine Mutter und ich, wir wurden zu einer ganz

schlimmen Arbeit herangezogen. Und zwar mussten wir ungefähr eineinhalb Stunden, eineinhalb Kilometer jeden Morgen laufen zu einem Teich, einem Fischteich. Der lag in einem Ort, der nannte sich Harmense. Und dort war das Schilf schon gemäht, als wir ankamen und schwamm auf dem Wasser. Und wir mussten das mit Harken heraus holen. Nun war ich damals 19, gut 19 Jahre alt, meine Mutter war 49. Und wir Jungen gingen dann nach vorne und standen bis unter die Achseln im Wasser. Und die älteren Frauen waren dann rückwärts und haben denn dieses Zeug, was wir dann da so hin schoben, [48:00] das Schilf ans Ufer gebracht.

Auschwitz-Birkenau: Krankheit und Selektion

Track 18 von 27

Und das haben wir eine Weile gemacht. Und inzwischen war das so, meine Knöchel, ich hatte meine Schuhe verloren und habe dann auch Holzpantinen gekriegt. Die waren schon ganz entzündet, meine Knöchel. Und der Block war voll mit Ungeziefer. Wir mussten uns zudecken, wir lagen inzwischen auf solchen Pritschen, wo vorne - nach dem Krieg wurden die fotografiert - vorne guckten so die Köpfe heraus. Fünf, sechs konnten auf solch einer Pritsche liegen. Wir lagen auf dem blanken Holz und hatten zum Zudecken eine Decke, das war einmal eine Steppdecke. Und die Wolle quoll heraus, war ganz zerrissen und war voll mit Ungeziefer: Läuse, Flöhe, Wanzen. Alles konnte man da sich einfangen. Und das hab´ ich auch. Verlaust waren wir. Und ich hab´ gekratzt, ganz kräftig gekratzt durch die Wanzenstiche und das hat sich alles entzündet. Das, ich sag´ ja, wenn man einen kleinen Stich [49:00] hatte, das weitete sich zu einer größeren Wunde. Und ich hab´ da gekratzt und durch das schmutzige Wasser, in dem wir arbeiten mussten, ist das noch viel schlimmer geworden. Es hat sich alles entzündet. Ich hatte große, fünf Markstück große, eitrige Wunden. Das war eine, Phlegmone, eine eitrige Bindegewebsentzündung. Und das wurde auch nicht besser und mir schwante schon nichts Gutes. Es konnte nichts Gutes bedeuten. Das wussten sowohl meine Mutter als ich. Aber wir haben nicht darüber gesprochen. Das war ein Thema, das haben wir so beiseite geschoben, obwohl wir genau wussten, was das am Ende heißt.

Und eines Tages kamen auf den Block irgendwelche Läuferinnen, nannte man das, die so von Block zu Block irgendwelche Nachrichten überbringen mussten. Und fragten nach Frauen um die 50, die sich zur Nähstube, die gerne in der der Nähstube sein wollten. Und ich sagte daraufhin zu meiner Mutter: „Melde du dich doch!“ Sie ist einmal geschlagen worden, [50:00] jeder Dritte, Vierte wurde da geschlagen, der in dieser Reihe ging. Und sie ist sehr schlimm geschlagen worden. Und ich sagte: „Geh du doch, dann bist du doch wenigstens aus dem schrecklichen Elend hier weg!“ Sie sagte: „Immer willst du, dass wir zusammen bleiben und auf einmal soll ich in die Nähstube? Ich geh´ nicht zur Nähstube!“ Sie hat sich nicht gemeldet. Und vier Frauen von diesem Block haben sich gemeldet. Ich komme auf die Vier noch einmal zurück nachher. Jedenfalls ich hatte schreckliche Wunden an beiden Beinen. Und zum Krankenblock durfte man einfach nicht gehen, wenn man so aussah, wie ich damals schon aussah. Vielleicht wenn man einen kleinen Schnitt im Finger hatte, aber wenn man so aussah wie ich, dann war man einfach arbeitsunfähig. Und es war auch so, dass ich das mit der Zeit auch geworden wäre, die Leistendrüsen schwellen dann an und so weiter. Und man kann schwerer gehen.

Und eines Tages war es dann so weit, dass Selektion war. Und ich wusste ziemlich genau, was das bedeuten sollte. [51:00] Und wir mussten ein Stück laufen und am Arzt vorbei gehen. Wir mussten uns völlig ausziehen bis auf den Schlüpfer und unsere Kleidung über den Kopf halten und so am Arzt vorbei gehen. Er suchte dann aus bei der Selektion, wer leben sollte und wer nicht. Und an dem Tag war ich dran. Und er hat mich herausgenommen. Ich hab´ das ungefähr vorausgesehen. Und ein Glück war, dass meine Mutter vor mir ging. Sonst hätte sie sich mit mir gemeldet zu dem Block 25. Was dann geworden wäre, das weiß ich nicht.

Auschwitz-Birkenau: Todesblock

Track 19 von 27

Und ich bin genommen worden, bin auf Block 25 gekommen. Meine Mutter hat das im Moment gar nicht gemerkt und als sie es merkte, war ich schon weg. Man hat mir später erzählt, dass man sie festhalten musste. Und ich bin dann auf den Block 25 gekommen. Ich hab´ vorhin von den vier Frauen gesprochen, die hab ich auf dem Block 25 getroffen. Die wurden nicht zur Nähstube gebracht, sondern auf Block 25, das war der so genannte Todesblock. Da hab´ ich die vier

Frauen wieder getroffen [52:00]. Der Block war überbelegt. Und ich hab keinen Platz mehr gefunden, wo ich hätte liegen können für die Nacht. Es war auch schon ziemlich gegen Abend. Und wir wussten, also ich hab´ mit ein paar Mädchen gesprochen, dass am nächsten Tag Vergasung war. Wie konnten wir das wissen? Im Block wurde, und auch im Lager, wurde jeden Abend um eine bestimmte Zeit, wenn Lagerruhe war, möglichst viel Licht ausgemacht, so dass so grade man sich auskennen konnte noch im Block, dass man die Dinge erkennen konnte. Alle Lichter wurden gelöscht. Dort nicht, dort brannte die ganze Nacht das helle Licht und wir kriegten nichts mehr zu essen. Wir durften nicht mehr zur Toilette. Im Block waren zu diesem Zweck dann eben Eimer verteilt auf denen sich ungefähr 600 Frauen entleeren mussten. Kann man sich vorstellen, wie nachher der Block aussah.

Und zwar war das auch so: Block 25, das war eine ganze Reihe [53:00] Blocks, die nebeneinander standen. Block 25 war mit dem nächsten Block verbunden rückwärts durch eine hohe Mauer. Unterhalb der Mauer waren Latrinen, fünf, sechs solcher Löcher in einem Brett. Und vorne war da nun ein großes zweiflügliges Tor, somit bildet das Ganze einen Innenhof. Und ich weiß nicht, wie die Nacht vorbei ging. Ich hab´ mich einfach, weil ich keinen Platz mehr gefunden habe, unter solche Pritschen gelegt oder gesetzt. Und am nächsten Tag war dann Zählappell wie jeden Tag auch in anderen Blocks. Das war auch so eine Quälerei in allen Lagern. Und wir wurden dann rausgetrieben auf den Hof, auf den Innenhof, mussten uns aufstellen. Und wir wussten genau, was an dem Tag passieren sollte. Und wir standen da nun. Ab und zu ging das Tor auf, dann wurden, also fünf, sechs Leute wurden da rein geworfen, regelrecht, völlig nackt, [54:00] wurden einfach so rein geworfen. Menschen, die zum Teil tot waren. Ich hab´ gesehen, dass noch welche atmeten, sich bewegten und welche die tot waren. Und die sollten da eben mit vergast werden oder verbrannt werden in den Krematorien. Und schließlich ging das - fuhren Lastwagen vor, Kippwagen und das Flügeltor ging auf. Und der Stubendienst und die Blockälteste mussten dafür sorgen, dass der Hof leer wurde, also dass die Menschen auf die Lastwagen gingen.

Auschwitz-Birkenau: Rettung vor der Gaskammer

Track 20 von 27

Es war ein schreckliches Tohuwabohu. Es war eine schreiende Menge, eine weinende, eine verzweifelte. Die Leute sind auf die Knie - die Frauen sind auf die Knie gefallen, haben sich die Haare gerauft, soweit sie welche hatten und haben geschrien. Und es war fürchterlich.

Und ich war völlig schwach, ich konnte überhaupt nicht mehr denken. Ich hab´ noch nicht mal mehr an meine Mutter denken können und ich hab´ mich einfach fallen lassen. Ich hab´ auf der Erde gehockt. Und ich [55:00] wollte nur eins: Ich wollte nur einmal noch die Sonne sehen. Und wirklich, es hat nicht lange gedauert. Man ist über mich weggetrampelt und man hat mich umgerissen, ich hab mir den Kopf angeschlagen, man ist mir auf die Hände getreten und ich hab nur eins gewollt: Ich wollte die Sonne noch einmal sehen. Und ich hab´ die Sonne gesehen und das war mir so ein Trost. Ich war keinen Moment verzweifelt. Und ich habe gebetet. Ich hab´ gebetet: „Lieber Gott, ich möchte leben, aber wie du willst.“ Ich kann heute davon sprechen, weil dieses Wort über meinem Leben steht. Ich hab sehr früh einen Schwiegersohn verloren, der meine Tochter zurückgelassen hat mit einem Kind. Ich hab' meinen Mann viel zu früh verloren. Und ich selbst hatte eine bösertige Krankheit vor etlichen Jahren. Und bei allem, was mir geschieht, sag' ich: „Wie du willst.“

Und ich hockte nun da und betete. Und ich bin umgerissen worden und plötzlich hörte ich meine Nummer rufen. Dass ich das in meiner Versunkenheit [56:00] überhaupt gehört habe, das wundert mich noch heute. Und ich hab´ aufgesehen. Und seh´ wie ein SS-Mann ganz nah am Eingang vor dem Block steht mit einem Karteikasten unterm Arm und einer Karteikarte in der Hand. Und er ruft meine Nummer. Und das, da musste man ankommen, da musste man hin, das war wie ein Befehl. Und ich hab mich aufgerafft und bin auf ihn zugegangen. Es waren inzwischen vielleicht noch 40, 50 Frauen auf dem Hof, meist jüngere, die nach hinten, nach rückwärts gedrängt haben. Und ich bin auf ihn zugegangen und er vergleicht die Karteikarte mit meiner Nummer auf dem Arm und sagt - packt mich an der Schulter, macht die Blocktür auf und sagt: „Mensch, du hast mehr Glück als Verstand.“ Und schubst mich da rein. Was das heißen sollte, wusste ich nicht. Ich war da drin. Draußen war dieses Geschrei von den Menschen, drinnen war es totenstill. Kommt auf einmal eine junge Frau auf mich zu mit einer Decke über dem Kopf, ganz [57:00] schneeweißem Gesicht und sagt mir: „Kommst du auch nach Ravensbrück?“

Auschwitz-Birkenau: Abschied von der Mutter

Track 21 von 27

Ich hatte Ravensbrück, den Namen hatte ich noch nie gehört und ich wollte auch gar nichts hören. Am liebsten hätte ich gesagt: „Laß mich in Ruhe!“ Ich wollte gar nicht angesprochen sein. Und sie sagte: „Ich komm nach Ravensbrück.“ Sie hat also die ganze Nacht dort in dem Block zugebracht, mit dem Wissen, dass sie nicht ins Gas geht, während ich die ganze Geschichte voll durchgekostet hab´. Und ich wusste nicht, mit Ravensbrück wusste ich nichts anzufangen.

Schließlich ging die Blocktür auf und die Blockälteste und der Stubendienst, die kamen herein. Und befahlen uns nun, wir waren ja beide nackt, dass wir von dem Berg - da mussten wir uns auch wieder ausziehen, das hatte ich vorher nicht erwähnt - mussten wir uns von dem Berg, was die Menschen, da gerade ausgezogen hatten, mussten wir uns etwas Anziehen holen. Nun kann man sich vorstellen, wie das ausgesehen hat. Unsere Sachen, wir hatten in den Wochen, die ich da war, nicht einmal Wäsche gewechselt, noch ein Kleid gewechselt, [58:00] noch die Möglichkeit, was zu waschen. Und wir mussten nun diese fremden Dinger anziehen. Aber das war in dem Moment auch alles schon ganz egal. Und wir mussten nun helfen. Wir kriegten erst ein Stückchen Brot zu essen und dann mussten wir helfen den Block saubermachen. Und schließlich kam dann jemand vom Krankenrevier und sagte, dass wir beide zum Krankenrevier kommen sollten. Ich dachte mir: „Jetzt ist die Falle endgültig zu. Jetzt ist es doch so weit.“ Denn Krankenrevier hatte für uns immer so einen ganz bestimmten, bestimmten Geruch möchte ich fast sagen. Also Krankenrevier, das, da wollte man lieber nicht hingehen, weil man nicht wusste, ob man von dort wieder zurückkam.

Und wir kamen nun auf´s Krankenrevier, aber es geschah uns nichts. Und als wir da rein kamen, war da eine Frau von meinem Block. Ich weiß nicht, was sie da wollte und die sagte: „Wie, du lebst? Und deine Mutter, die müssen wir zurückhalten, dass die nicht an den Stacheldraht geht.“ Da hab´ ich mal - ich konnte nicht mehr denken. Ich konnte noch nicht mal an meine Mutter, die ich sehr geliebt habe, konnte ich noch nicht mal mehr denken. Ich hab´ ihr dann ein paar Worte geschrieben [59:00] und diese Frau hat sie auch mitgenommen. Nun waren wir - vom Krankenrevier sind wir dann noch mal verlegt worden.

Und zwar war das, wie ich erst vor ein paar Jahre erfahren habe, ein so genannter „Mischlingstransport“. Also dieses Wort mag ich überhaupt nicht hören. Ich setze es auch in Anführungszeichen. Ein so genannter „Mischlingstransport“. Also mein Vater war Nicht-Jude, so war ich nach der nationalsozialistischen Terminologie, war ich „Halbjüdin“. Und da war ein Transport zusammengestellt von „Mischlingen“, so genannten „Mischlingen“, 85. Und damals war gerade ein Erlass von Himmler herausgegeben worden, dass man „Halbjuden“, in Anführungszeichen, dass die in der Rüstung gebraucht würden. Sollte man nun nicht mehr umbringen, sondern in der Rüstung einsetzen.

Und wir wurden dann noch mal auf diesen Block, wo wir 85 waren, wurden wir verlegt. Und ich hab der Blockältesten [60:00] dann gesagt: „Ich muss meine Mutter noch mal sehen.“ Und sie sagte: „Du kannst nicht einfach hier so rumlaufen, wie du möchtest.“ Ich sag´: „Ich kann. Ich geh' auf den Block von meiner Mutter.“ Und ich bin auch los gelaufen, sie hat, konnte nichts dran tun. Und ich bin auf den Block gekommen, meine Mutter, hab' meine Mutter getroffen. Ich war glücklich, dass ich sie noch mal gesehen hab und sie war froh, dass ich aus Auschwitz rauskam. Sie ist noch auf der Lagerstraße ein Stück mit mir gegangen und da hat sie mir zum Ende dann gesagt: „Du wirst überleben und dann wirst du erzählen, was man mit uns gemacht hat!“ Und das mach' ich immer, wenn ich dazu aufgefordert werde. So wie auch heute. Ja, und wir haben uns verabschiedet in dem Wissen, dass wir uns nie mehr wiedersehen werden. Was das heißt, das überlass' ich Ihrem Vorstellungsvermögen. Und wir haben uns dann getrennt. Wir haben uns auch nie mehr wiedergesehen.

Ravensbrück: Ankunft und Quarantäne

Track 22 von 27

Und ich bin dann mit dem Transport nach Ravensbrück gekommen. Wir waren 85 Frauen. Aber meine Wunden, die haben sich inzwischen so furchtbar [61:00] verschlechtert. Wir lagen nachts auf der Erde. Wir waren mehrere Tage unterwegs, lagen nachts auf der Erde im Zug und alles war schmutzig. Also es war schon ganz schlimm. Wir kamen nachts in Ravensbrück an und es hat sich ungefähr so abgespielt wie in Auschwitz auch. Wir kamen in eine so genannte Sauna und wir mussten unsere Koffer - die deutsche Gründlichkeit, unsere Koffer kamen von Auschwitz nach Ravensbrück mit. Es wurde wieder geöffnet, die Häftlingsfrau fragte: „Sind das ihre Sachen? Sind das deine Sachen?“

Und ich sah die Sachen, die meine Mutter zum Teil genäht, zum Teil gehandarbeitet hatte, jedenfalls eingepackt hatte. Und ich fing bitterlich an zu weinen, wenn ich an meine Mutter dachte, die ich in Auschwitz zurückgelassen hatte. Und ich hab' diese Frau gebeten, sie möchte mir doch irgendetwas aus dem Koffer gegen. Sie sagt: „Das darf ich doch nicht, das darf ich doch nicht!“ Wenn ich so einen Wunsch geäußert hätte, auch überhaupt von mir aus jemanden angesprochen hätte in Auschwitz, da hätte ich schon auf der Erde gelegen nach den ersten zwei [62:00] Worten. Und sie sagte mir: „Nein, ich darf das nicht, ich darf das nicht!“ Und auf mein Flehen hin hat sie mir doch einen Waschlappen, so einen Waschhandschuh gegeben, den hab' ich lange, lange aufbewahrt. Es war einfach ein Stück, was meine Mutter schon in der Hand gehalten hatte.

Und wir kamen, am selben Abend kamen wir noch auf einen Block. Und zwar in Ravensbrück waren die Blocks so aufgeteilt, in der Mitte war der Tagesraum, rechts und links waren Schlafräume. Und wir wurden einfach so in einen Schlafräum gebracht. Es hieß immer: „Psst, psst!“ Also leise, leise, damit wir die anderen nicht stören. Das gab es in Auschwitz nicht. Da brüllten die los, wann sie wollten, nicht die Häftlinge, nur, die anderen, wann sie auch nur wollten. Und wir wurden da nun zu unseren Betten gebracht. Das waren wirklich Soldatenbetten und die waren bezogen. Das waren nicht, nicht Oberbetten oder was, da war irgendwas drin, Schilf oder was, was weiß ich. Strohsäcke jedenfalls auch. [63:00] Und aber die waren bezogen mit, wie solche Soldaten - diese karierte Bettwäsche. Das war für uns ja etwas Besonderes. Und wir schliefen jedenfalls in der Nacht da. Und das war auch Quarantäne, also der Block war völlig leer, außer uns 85 und der Stubendienst, der Blockdienst natürlich, die Blockälteste.

Und als wir am nächsten Morgen, sollten wir durch den Tagesraum gehen, sollten uns unsere endgültigen Betten angewiesen werden. Und als wir da durch gingen, standen ein paar Frauen am Fenster und die eine kam auf einmal auf mich zu gerannt und nannte meinen Namen: „Erna, Erna.“ Da war das diese Libusé Ingrova und ich erwähne sie immer wieder und ich darf sie nicht vergessen und ich kann sie gar nicht vergessen, denn sie hat mir geholfen in Ravensbrück. So lange sie eben konnte hat sie mir jede Woche eine Ration Brot gegeben. Es war - ich spreche noch später von ihr. Wir sind jedenfalls durch den Tagesraum geführt worden, zu unserem eigentlichen Schlafplatz. Und als die Quarantäne vorbei war, [64:00] da wurde zum ersten Mal irgendwas getan für meine offenen Wunden. Das hat alles nichts geholfen, man hatte eben nicht die richtigen Medikamente. Und es hat, vor allem die Nahrung war nicht entsprechend. Ich hab' damit gesessen, bis nach dem Krieg, also bis der Krieg zu Ende war. War ein amerikanischer Militärarzt, der, nach zweimal Behandlung ist es geheilt. Und es war eine schreckliche Plage, das kann man sich gar nicht vorstellen, was das ist mit solchen offenen Wunden, man ist sich ja selbst ein Ekel, möchte ich sagen.

Jedenfalls nach der Quarantäne, hatte ich das Pech, ich kam noch nicht zu Siemens. Die ganze Gruppe kam, sollte zu Siemens. Ich hab' wohl diesen kleinen Test mitgemacht, also Geschicklichkeitstest und Intelligenztest, aber ich sag' immer: „Da war nicht viel Geschicklichkeit, nicht viel Intelligenz dazu notwendig.“ Und die anderen kamen, zum größten Teil kamen sie nach Siemens. Ich hatte Pech, ich kam erst 1944 im Januar dorthin. [65:00]

Ravensbrück: Freundschaften im Lager

Track 23 von 27

Nachdem ich Libusé Ingrova getroffen hatte, hab' ich einmal erst richtig beobachtet und hab' gesehen, dass ich mich ziemlich hab' gehen lassen im Lager. Und ich wollte einfach nicht so herunterkommen. Das war doch gegen meinen, gegen meinen Sinn. Und da hab' ich dann - ich hab' sie jede Woche getroffen und ich wollte nicht, dass sie sich [77:00] mit mir, wenn sie gesehen wurde mit mir, dass sie sich schämen musste. Und so hab' ich dann viel mehr auf mich geachtet. Ich hab' meine Hände geschrubbt, wo ich nur konnte und gewaschen und gemacht. Jeden Fleck aus meinem Kleid hab' ich rausgenommen. Und eines Tages hab' ich sogar Brot gegeben, um mir ein Stück Leder zu kaufen, was irgendwo in der Effektenkammer organisiert worden ist. Das war ein Rückenteil von einer Tasche. Und ich hab' das nun in Streifen geschnitten und hab' mir für Brot eine Gürtelschnalle gekauft. Und hab' mir einen Gürtel genäht, damit ich nicht mit so einem Strick um den Bauch laufen musste. Und damit ich der Libusé eben begegnen konnte, so, von außen sauber. Und dann Weihnachten hofften wir doch alle, dass wir nach Hause kommen könnten und ich wollte doch gerne ein Andenken an meine Freunde haben, jedenfalls an die, mit denen ich viel zusammen war. Und ich hab' mir deshalb bei Siemens in [78:00] der Lappenkiste einen Lappen organisiert, nennt man das. Das heißt ich hab' ihn mir angeeignet. Und hab' ihn zu einem Kopftuch zusammengenäht. Und dann hab' ich mir auch organisiert einen

weißen Stift und hab´ meine Freunde alle drauf schreiben lassen. Hab´ das so nach und nach so alles ausgestickt, auch mit organisiertem Nähgarn. Das war gar nicht so einfach, denn für alles musste man Brot geben. Und ich hab´ dann auf das Kopftuch die Namen meiner Freunde zeichnen lassen, ich hab´ das ausgestickt. Ja, und Weihnachten war eben doch noch nichts. Und das Kopftuch, so wie auch mein Kleid, beides hab' ich aufbewahrt. Das Kleid in Erinnerung daran, dass es mich oftmals beschützt hat vor Schmutz, vor Regen, vor Kälte. Im Lager und vor allen Dingen auf dem Weg, auf dem Marsch durch - auf dem so genannten Todesmarsch. Ja, und das Kopftuch hab´ ich aufbewahrt. Das liegt jetzt da in Frankfurt, im Moment. [79:00] Das liegt eigentlich in Ravensbrück, mein Kleid sowohl als auch das Kopftuch. Aber im Moment in Frankfurt.“

Ravensbrück: 20. Geburtstag

Track 24 von 27

Inzwischen war mein 20. Geburtstag. Und da hab´ ich geglaubt, 20. Geburtstag, selbst unter diesen schrecklichen Umständen ist doch etwas Besonderes, 20. Geburtstag. Und ich hab´ am Abend vorher meine Ration Brot weggesteckt. Ich hab´ nichts gegessen. Ich wollte einmal an meinem 20. Geburtstag jedenfalls, das Gefühl von Satt-sein haben. Ich hab´ sie in einen Beutel gesteckt. Da war ein Löffel drin und ein Messer. Und ich weiß, Zahnbürste und so Kleinigkeiten, die man eben haben durfte. Und hab´ das schön unter mein Bündel getan. Und am nächsten Morgen, als ich greifen wollte, war es weg, war es gestohlen. Ich hatte so gemischte Gefühle, einerseits, wenn ich an meine Mutter dachte, Trauer. Dann die Wut auf eine Kollegin, oder die mir das angetan hatte oder irgendjemand, der mir das angetan hat. Also ich war völlig durcheinander gebracht und ich hatte auch noch das Pech. Also ich hatte überhaupt nichts Eigenes mehr, das war alles weg. [66:00] Und ich hatte auch noch das Pech, an dem Tag wurde ich genommen zum Walze ziehen. Und das war eine schreckliche Arbeit. Die Walze steht heute noch in Ravensbrück. Und in Gedanken ist sie mir allerdings größer vorgekommen, als sie in Wirklichkeit ist. Aber das war damals eine gefährliche Sache das Ding zu ziehen, weil viele Frauen sich daran verletzt haben. Und ich hatte mir vorgenommen: „So hungrig, wie du bist und bei allem, was dir heute schon geschehen ist, du wirst nicht Walze ziehen, du wirst nicht Walze ziehen.“ Aber ich, wie ich es machen sollte, das nicht zu tun, das wusst' ich auch noch nicht. Ich hab´ jedenfalls angefangen, zu ziehen, ein paar mal hin und her. Auf einmal ging eine Gruppe direkt, ganz nah bei uns vorbei. Da hab´ ich einfach losgelassen, hab' mich dazwischen gemischt und bin mit denen weggegangen. Niemand hat es beanstandet. Entweder hat es keiner gemerkt oder keiner wollte mich verpfeifen. Ich weiß es nicht. Jedenfalls bin ich mit denen mitgelaufen zum Block und hab´ mich da hingesetzt und hab´ gestrickt. Wenn wir nicht als Verfügbare genommen wurden, mussten wir Soldatenstrümpfe stricken. [67:00] Ganze lange graue Soldatenstrümpfe. Und ich war dann wieder auf meinem Block.

Ravensbrück: Tod der Mutter

Track 25 von 27

Jedenfalls war es aber so, wir durften schreiben. Block Fünf am Fünften, Block Zehn am Zehnten und so weiter. Und ich hatte auch einmal geschrieben, das hat man mir aber vor meinen Augen zerrissen, weil ich da um irgendwelche Lebensmittel gefragt hatte. Und wir wollten aber gerne schreiben. Wissen, was mit unseren Angehörigen ist, die in anderen Lagern waren. Und wir haben dann unsere Personalien angeben müssen und die Personalien, von denen wir da, von denen wir wissen wollten. Und ungefähr ein Vierteljahr später wurden wir mit 22 Frauen zu Kommandantur gerufen und da kriegten wir Nachricht. Und zwar von 22 kriegten 20 Todesnachricht. Und ich kriegte die Nachricht, dass meine Mutter am 8. November '43 verstorben sei. Ich hab´ nichts Schriftliches bekommen, ich hab' nur das bekommen. Erst ungefähr im Jahr 2000 [68:00] hat ein Historiker, der in Auschwitz war, mir eine Ablichtung von der Todesurkunde - man muss sich vorstellen in Auschwitz eine Todesurkunde - eine Todesurkunde mitgebracht. Da kriegte ich das bestätigt, Mengele, also schriftlich. Und Mengele hat das bestätigt, dass sie an Herzversagen verstorben ist.

Ravensbrück: Zwangsarbeit im Siemenslager

Track 26 von 27

'44 endlich bin ich dann auch zu Siemens gekommen. Ich hab´ dort eine Arbeit gehabt, die war ganz ordentlich. Und vor allen Dingen, war es deshalb gut bei Siemens zu arbeiten, es war Zwangsarbeit und wir mussten für die Rüstung

arbeiten. Wir arbeiteten ja im Telefon- und Mikrofonbau für Unterseeboote. Das heißt wir mussten, blieb uns nichts anderes übrig. Und ja, das ging so durch das ganze Jahr. Und es war entschieden besser. Wir brauchten nicht unten im Stammlager zu sein, wir kamen oben, es war dann ein Siemenslager eingerichtet. Da brauchten wir diesen Weg nicht mehr hin und her zu laufen. Und auch die Verpflegung war etwas besser. [69:00] Wir kriegten auch eine Scheibe Brot zusätzlich. Aber ich hab' die Libusé, dann nicht mehr gesehen, die Libusé Ingrova. Und ja so ging das ganze Jahr hin. Und wir hörten von außen, Transporte kamen von außen, wir hörten wie es draußen um den Krieg bestellt war und wir hofften. Wir sagten: „Sicher, Weihnachten sind wir dann endlich Zuhause.“ Und wir träumten von Essen und von Zuhause, von Endlich-frei-sein. Und es hat sich aber nicht, es hat sich aber nicht ergeben. Wir waren Weihnachten noch lange nicht Zuhause.

Und nun kam das Frühjahr. Und ich hatte inzwischen aber geschrieben und hatte meinen Verwandten geschrieben. Und ich hab' das so verschlüsselt geschrieben, dass sie mir wirklich Brot und Marmelade schickten. Ich hab' zum Beispiel geschrieben: „Grüßt Familie Flöck.“ Das war die Bäckersfamilie. Jedenfalls und „Herrn Raaf“, das heißt im Hebräischen „Hunger“. Da wussten sie Bescheid. Und da haben sie mir ein Päckchen geschickt. Und als Absender war da die Adresse angegeben [70:00] von einer früheren Hauswirtschafterin. Und ich kannte die, erinnerte mich an sie und hab' mir diese Adresse so gemerkt, dass ich sie heute noch auswendig weiß, um nicht den Zettel zu verlieren. Das wäre der einzige Kontakt gewesen, denn ich wusste nichts von meinen Angehörigen. Das war die Schwester meiner Mutter, die haben im Untergrund gelebt. Das war auch so ein Fall, von Menschen, die Juden geholfen haben. Da war eine Familie, die hat die ganze fünfköpfige Familie aufgenommen. Unter schrecklichen Umständen damals, man kriegte keine Lebensmittelmarken und es war totgefährlich, Juden zu schützen. Obwohl der Mann nicht-jüdisch war und die Kinder auch nicht, die Kinder waren getauft. Die sind auch aufgenommen worden. Das war wichtig, solche Menschen damals, hat nicht so ganz viele gegeben. Und ich hab' mir die Adresse, wie gesagt, gemerkt.

Frühjahr 1945: Todesmarsch und Befreiung

Track 27 von 27

Und endlich dann im Frühjahr '45. Es war im Lager immer schlechter geworden. [71:00] Wir mussten von Siemens oben weg, es kam kein Material mehr aus Berlin. Das wurde alles per Schiff auf dem Wasser geliefert sonst, das kam nicht mehr. Und auch von anderen Lagern, die weiter im Osten lagen, Häftlinge gingen dann durch Ravensbrück für eine Nacht und wir mussten immer mehr zusammenrücken. Und die Kost wurde immer knapper dort. Es kam nicht mehr genug herein. Jedenfalls also wir hofften und hofften so, dass endlich mal eine Erlösung käme. Und eines Morgens, da sind wir auch angetreten, da hieß es: „Ihr werdet“, das war '45 schon im April, „ihr werdet jetzt in Marsch gesetzt.“ Wir wurden dann etwas verpflegt, wir kriegten ein bisschen Lebensmittel mit. Und dann wurden wir in Marsch gesetzt. Das heißt wir mussten laufen, laufen, laufen mit SS-Begleitung. Wir liefen dann auf diesen Kopfsteinpflasterstraßen in Mecklenburg. Und neben uns [72:00] auf der anderen Straßenseite liefen oftmals Männer aus irgendwelchen Lagern, zum Beispiel Sachsenhausen. Wir sahen oft, wie Männer erschossen am Straßengraben lagen, die nicht mehr weiter konnten nach zwei, drei Tagen. Und in der Mitte der Straße waren oft aus Pommern, Ostpreußen und so weiter Trecks, Flüchtlinge.

Und so schleppten wir uns da dahin. Abends lagen wir in Straßengräben. Und hatten ein bisschen Verpflegung. Manchmal waren da auch Bauern, die uns dann Kartoffeln gaben, Eimer mit Kartoffeln hinstellten. Und einmal auch bin ich, wir waren ziemlich schlapp schon nach einigen Tagen, mit einer Freundin sind wir abends, haben wir uns fallen lassen, als es hieß: „Ist Schluss jetzt, ihr könnt rasten.“ Da haben wir uns fallen lassen also. Als wir am nächsten Morgen wach wurden, da war die ganze Gruppe weg. Wir lagen ganz alleine da. Wir hatten furchtbare Angst, als wir wach wurden. „Was machen wir jetzt?“ Jeder hätte uns erschlagen können, erschießen können. Und kein Mensch hätte danach gefragt. Wir waren Freiwild sozusagen. [73:00] Und da sahen wir aber, das war eine ganz lange Straße, rechts und links Felder. Wir haben wohl ziemlich am Ende gelegen, und keiner hat uns gesehen mehr, als sie aufgebrochen sind. Und wir sahen da einen Mann stehen, einen Uniformierten mit einem großen Hund. Es blieb uns nichts anderes übrig, wir mussten auf ihn zugehen und das haben wir dann auch getan. Und er sagte noch: „Das ist nicht so schlimm.“ Wir dachten: „Was wird er mit uns machen?“ „Das ist nicht so schlimm. Da auf dem und dem Bauernhof, ich bring' euch dahin, da ist eure Gruppe.“ Da waren auch wirklich Ravensbrücker, aber nicht unsere Gruppe, mit der wir gelaufen

waren. Und da traf ich zwei Freundinnen wieder. Und diese eine, mit der ich da nachts - die hab' ich völlig aus den Augen verloren. Und wir mussten dann wieder weiter laufen, weiter laufen. Zwei, drei Tage, ich weiß es nicht mehr genau.

Und dann eines Abends, wir konnten alle einfach nicht mehr. Und da sagten dann die SS-Leute: „Gut. Heute Abend könnt ihr rasten, bis Morgen früh um fünf.“ Und wir waren glücklich. Wir haben uns hingeworfen. [74:00] Es goss in Strömen. Wir haben uns einfach hingeworfen, abseits von der Straße an so einen Hang. Das Wasser lief uns zum Nacken rein. Und ich hab meine Schuhe ausgezogen und konnte - das war schlimm, die Blasen, in dem Moment schwellen die an. Und wir lagen nun da. Und nach ungefähr einer Stunde, anderthalb Stunden kommen die SS-Leute und stoßen uns mit Gewehrkolben an: „Los, los steht auf! Der Russe tritt euch bald in den ...“ Ja in einen bestimmten Körperteil. Und wir murrten alle, wir sagten alle: „Wir können doch nicht mehr, wir können doch nicht mehr!“ Und es half alles nichts, wir mussten aufstehen und ich konnte nicht mehr in meine Schuhe. Und ich sagte zu meinen Freundinnen: „Ich gehe nicht mehr weiter. Ich kann einfach nicht mehr.“ Ich sah gar keinen Sinn im Weiterlaufen. Es war eine einzige Quälerei. Ich sah, ich bin am Ende. Ich hatte keine Kraft mehr. Und ich denke: „Wozu soll ich jetzt noch mich quälen? Für wen?“ Meine Mutter ist nicht da. Vater hatte ich keinen, [75:00] Geschwister nicht. Ich stand ganz allein. Ich konnte entscheiden. Ich wollte einfach nicht mehr. Ich konnte auch gar nicht mehr. Und die Mädchen, die waren so schlapp und so schwach, die konnten auch nicht. Aber die haben mich schließlich an den Ellenbogen gepackt. Sie haben mich weder gezogen, noch konnten sie, konnten sie mich irgendwie, sie konnten mir nicht helfen, sie waren selber zu schwach. Aber sie haben mir zugeredet. Und die Älteste, sie war 16, 17 Jahre alt: „Du hast bist jetzt durchgehalten und jetzt willst du aufgeben?“, sagte sie mir. Und da hab ich mich aufgerafft und bin weitergelaufen, trotz meiner schmerzenden Füße. Was heißt gelaufen? Wir haben uns geschleppt. Wir sind mit hängenden Köpfen, sind wir so, als wir unten waren über die Straße gelaufen. Ich weiß nicht, wie lange, vielleicht eine halbe Stunde, vielleicht eine Stunde. Wir schleppten uns nur noch so dahin. Und auf einmal hören wir, wie vor uns alles in Bewegung gerät. Wie die rufen und schreien und lachen und weinen und sich umarmen. Und da kommen auf einmal amerikanische Panzerwagen [76:00] uns entgegen. Das war die Befreiung.